

Hans Glanz · Acker, Aberglaube & Ablassbrief

Allitera Verlag

H A N S G L A N Z

Acker,
Aberglaube &
Ablassbrief

**Bauernleben in
Oberbayern um 1750**

Allitera Verlag

Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2026 Buch&media GmbH, München
Lektorat: Dietlind Pedarnig
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Johanna Conrad
Gesetzt aus der Adobe Caslon und der Roboto
Umschlagvorderseite: Foto Markus Wasmeier Freilichtmuseum Schliersee
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-406-2

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Inhalt

Grußwort 7

Prolog 9

KAPITEL 1

Der Lukashof – Ein Hof ohne Bäuerin 11

- Erben und Vererben – Grundherrschaftliche Abhängigkeit 13
 - Klima und Kirche bestimmen den Speiseplan 18
- Aberglaube – Wissen und Angst im bäuerlichen Alltag 27
 - Vom Heiraten und den Bangerten 37

KAPITEL 2

Das Jahr auf dem Acker – Zwischen Saat und Ernte 43

- Zusammenhalt im Dorf – Die Gemeinschaftsäcker 45
 - Emmer – das Korn der Vorfäter 49
 - Vom Flachssamen zum Leinenhemd 55
- Winterroggen – Das Korn der einfachen Leute 59

KAPITEL 3

Ein Sommer auf der Schneidwiesalm 77

- Aufstieg und Heimkehr 81
 - Die Almhütte 86
 - Buttern auf der Alm 90
 - Käsen auf der Alm 98
- Das Jagdwesen – Recht, Macht und verbotene Versuchung 108
 - Der Wilderer – Held oder Verbrecher? 117

KAPITEL 4

- Der Wofenhof – Ein Bangert findet seinen Platz** 121
Ehe und Sexualität – Reglementierte Liebe 123
Das Bierbrauen – Arbeit, Geduld und Erfahrung 130
Kampf um Krone und Land – Der Österreichische
Erbfolgekrieg 1740 bis 1748 138
Kloster Weihenstephan – Zwischen Gebet und Hopfen 141

KAPITEL 5

- Der Weg der Hebamme** 151
Kostbares Wasser – Brunnen und Brunnenbauer 152
Hebammen – Gebraucht, gefürchtet, geehrt 156
Die Kraft des Wassers – Mühlen 159
Die Dörfer im Miesbacher Raum –
Herrschaft, Ordnung und bäuerliches Leben 162
Johann Baptist Gunetzhainer – ein Baumeister des Barock 175
Kalk – Ein unentbehrlicher Rohstoff 179
 Klöster – Orte des Glaubens, des Wissens und der Heilkunst 182

KAPITEL 6

- Der Riederhof – Am Rande der Dorfgemeinschaft** 191
Die Last des Zehent 192
Fegefeuer und Erlösung – Die Hoffnung auf den Ablass 201
Ein Funke genügt – Brandkatastrophen und Feuerschutz 203

Epilog 221

Zum End ... 223

ANHANG

Verwendete Literatur 225

Dank 227

Grußwort

Wer schon einmal durch unser Freilichtmuseum in Schliersee gegangen ist, der weiß, wie kostbar Erinnerungen sind. Nicht die großen Schlagzeilen erzählen, wer wir sind, sondern die kleinen Geschichten, die aus den Höfen, aus den Stuben, vom Acker, vom Vieh, von den Menschen, die hier gelebt haben, lange bevor wir geboren wurden.

Seit vielen Jahren versuchen wir im Museum, dieses alte bayerische Leben nicht nur auszustellen, sondern wieder spürbar zu machen: wie Holz riecht, wenn es frisch bearbeitet wird, wie Butter im Sommer entsteht, wie die Nacht im Winter klirrt, wenn der Wind vom Schliersee her weht.

Und irgendwann begegnet man Menschen, die dieselbe Leidenschaft in sich tragen. Menschen, die nicht nur schauen und hören, sondern fühlen und das in Worten weitertragen.

Einer davon ist Hans Glanz.

Ich kenne ihn als Museumsführer, aber das Wort »Führer« wird ihm eigentlich nicht gerecht. Denn Hans erzählt nicht einfach, er öffnet Türen zu einer früheren Welt. Für Schulklassen, für Erwachsene, für Gruppen verschiedenster Art hat er über die Jahre Führungen entwickelt, die nicht nur informieren, sondern berühren. Immer geht's ihm um die Menschen.

Er hat verstanden, dass echte Geschichte nicht im Kopf beginnt, sondern im Herzen.

Was er jetzt mit seinem Buch geschaffen hat, geht genau diesen Weg weiter: Er führt uns in ein Dorf, das es so vielleicht nie gegeben hat und das trotzdem wahrer ist als manch geschichtliche Abhandlung. Brunnbichl, so sein fiktives Dorf, ist ein Ort voller Geschichten, voller Arbeit, Glaube, Hoffnung, voller Menschen, die man schon nach wenigen Seiten kennt, wie Nachbarn am eigenen Zaun.

Ich freue mich, dass Hans seine Erfahrung, sein Gespür für Atmosphäre und seine Liebe zur alten bayerischen Welt jetzt zwischen zwei Buchdeckel gelegt hat.

Möge dieses Buch viele erreichen. Möge es die Menschen dazu bringen, wieder genauer hinzuschauen auf das, was unsere Vorfahren getragen hat.

Und möge es – ganz nebenbei – auch ein kleines Tor sein in jene Welt, die wir im Museum Tag für Tag bewahren.

Markus Wasmeier

Schliersee, im April 2026

Prolog

Das Morgenlicht liegt noch schwer über Brunnbichl. Der Boden, festgetreten von vielen Schritten, hält die Kälte der Nacht. Über den Dächern Rauch, grau vom feuchten Holz der morgendlichen Feuer.

Die Häuser ducken sich zueinander, Balken und Steine vom Wetter gezeichnet. In mancher Küche kniet eine Magd vor der offenen Herdstelle und bläst in die Glut des Vortages. Funken steigen auf und verlöschen. Ein Knecht tritt vor die Tür, zieht die Joppe enger um die Schultern und hebt den Blick zum Himmel. Wolken treiben langsam.

Auf den Feldern liegt der Tau. Das Gras ist schwer davon. Die Arbeit wartet, wie jeden Tag.

Die Menschen kennen sich hier, ihre Stimmen, ihre Schritte. Man weiß, wer krank ist, wer alt wird, wer ein Kind erwartet. Man weiß, wann gesät und wann gebetet wird. Und man weiß, dass nichts von selbst geschieht.

In Brunnbichl hat alles seine Zeit.

Die Glocke der Kapelle schlägt. Ein heller Klang, klein und bestimmt. Er trägt nicht weit, aber weit genug für das Dorf.

Ein Jahr beginnt hier nicht mit einem Datum. Es beginnt mit der Natur und mit dem, was getan werden muss.



KAPITEL 1

Der Lukashof – Ein Hof ohne Bäuerin

Der Lukashof war eines der stattlichsten Anwesen in Brunnbichl. Seit 1510 gab es ihn, so steht es im Kirchenbuch des Klosters Schliersee geschrieben. Drei Jahre lang haben sie damals für seinen Bau Bäume gefällt, Balken und Bretter gezimmert, alles nur mit ihren Äxten. Seine Gründe erstreckten sich über die fruchtbarsten Böden um das Dorf herum und die Ställe waren die einzigen im Ort, in denen schon mehrere Milchkühe standen – ein Zeichen von Wohlstand.

Doch über den dicken Mauern des Hofes lag ein Schatten. Josef Hell, der Bauer, den alle nur Sepp nannten, war ein harter, aber gerechter Mann, ein Arbeiter, wie es keinen Zweiten gab. Er war allein. Einst hatte er eine Frau geliebt. Sie starb im Kindsbett, zusammen mit dem Sohn, den sie ihm geboren hatte. Seit diesem Tag war der Sepp ein anderer Mann. Er sprach wenig, lachte kaum, lebte für den Hof und nicht mehr für das Leben. Eine neue Frau wollte er nicht, er konnte keine andere mehr mögen.

Die Hauswirtschaft des Lukashofes führte seine Schwester, die Kreszenz, eine hagere, verhärmte Frau mit leichtem Buckel und einem stets zusammengepressten Mund. Ihr Blick war scharf, ihre Worte noch schärfer. »A Weib brauch't's ned aufm Hof! Schaug, wo di dei große Liab hibracht hod! Ins Unglück, oda? A Weib bringt allaweil grad Unheil, merk da des, Sepp!« Und wenn er viel-

leicht mit dem Gedanken spielte, dass eine neue Frau ihm vielleicht doch guttäte, dann vergällte sie ihm diesen mit Boshaftigkeit und Schimpfen. Die Knechte und Mägde auf dem Lukashof fürchteten Kreszenz. Sie war geizig mit Essen, sparsam mit Lohn, aber verschwenderisch mit ihrer schlechten Laune. Jeder wusste: Es war nicht der Sepp, der auf dem Lukashof das Regiment führte, sondern seine Schwester. Das Dorf sah das auch so.

Immer wieder kam der Schmuser zum Hof, der Heiratsvermittler vom Gäu, der nichts lieber tat, als alte Bauern mit jungen Witwen oder Bauerntöchtern gegen ein gutes Entgelt zusammenzubringen.

»Sepp, i hob an Schatz für di! A gschmattige Wittib ausm Oberland, mit zwanzg Guldn Mitgift und drei gsunde Buam! De kannt dein Hof rettn!«

Sepp hob nur eine Braue.

»Oda die Anna-Maria von da Jachenau. Tüchtig, fromm und mit guade Händ! Sepp, de daad di glückli macha!«

Sepp brummte.

»Oda ... oda ... de junge Magdalena ausm Mangfalltal! A saubas Weib und ...«

»Schleich di!«

So endeten die Gespräche mit dem Schmuser immer gleich. Die Mägde auf dem Lukashof merkten auch, dass der Sepp noch ein Mann war, nicht nur ein Bauer. Die Afra, die jüngste Magd, ließ ihre Blicke länger als nötig auf ihm ruhen. Auch die Theres, eine Witwe, eine weite Verwandtschaft, die der Sepp aufgenommen hatte, als ihr Mann verunglückt war, sorgte stets dafür, dass seine Suppe besonders gut gewürzt war. Und die Rosl, die flinkste Magd am Hof, lachte über seine wortkargen Bemerkungen, als wäre er ein großer Geschichtenerzähler. Doch Sepp ließ sich auf nichts ein. Und Kreszenz machte sie alle schlecht.

»A Schand is des! De scharwenzeln um di umanand wia d'Henna ums Fuada! Glaabst, de moanan's guad mit dia? De woin olle bloß an Hof, Bäurin wearn und umanandkommandiern. Und wann i stirb, is ois dahi, Sepp! A Weibsbild richt ois zgrund, glaab ma's!«

Sepp hörte ihr zu, aber machte sich seine eigenen Gedanken. Es war eine ungeschriebene Wahrheit, dass ein Hof ohne Erben zum Sterben verurteilt war. Aber noch war das Schicksal des Lukashofs nicht entschieden.

Erben und Vererben – Grundherrschaftliche Abhängigkeit



In den Dörfern des Oberlands um 1750 war ein Hof Lebensgrundlage und Verpflichtung zugleich, Eigentum im modernen Sinn gab es selten. Wer den Hof übernahm, erbte nicht nur das Land und Rechte, sondern auch Lasten und Verpflichtungen wie Zinsen, Frondienste und den Gehorsam gegenüber der Herrschaft.

Grundherrschaftliche Abhängigkeit. Die meisten Höfe standen unter einem Grundherrn – einem Kloster, Adelssitz oder Pfarrhof – und wurden als Erb- oder Leibrechtshöfe weitergegeben. Selbst Erb- oder Besitzrechte konnten an Verpflichtungen (Lehen, Dienste, Abgaben) gegenüber dem Grundherrn geknüpft sein. Jede Hofübernahme bedurfte dessen Zustimmung. Erst wenn dieser den neuen Bauern »aufnahm« und den Lehensbrief erneuerte, galt der Besitz als rechtmäßig übergeben. Oft mussten dafür Ablösegeelder entrichtet oder Erbverträge aufgesetzt werden, in denen auch die Versorgung der Altbauern geregelt war.

Einzelübernahme / Anerbensitte. Die Weitergabe eines Hofes folgte keiner starren Regel, sondern traditionellen Dorfsitten. In manchen Alpen- oder Voralpenregionen war es gängige Praxis, dass nicht alle Söhne jeweils gleiche Hofanteile übernahmen (Realteilung), sondern Hof und Grund in der Hand eines einzigen Erben – meist des ältesten Sohns (»Anerbe«) – verblieben und die anderen Erben ausgezahlt oder mit kleineren Gütern bedacht wurden. Auf diese Weise konnte die Bewirtschaftungseffizienz eines Hofes gerade in schwierigem Gelände oder Alpennähe sichergestellt werden. Die Zersplitterung des Ererbten galt als große Gefahr, denn zu kleine Äcker bedeuteten

Hunger. Geschwister mussten sich mit Auszahlungen, Mitgift oder einer kleineren Hofstelle zufriedengeben. Manchmal zog ein Bruder fort, wurde Knecht oder heiratete in einen anderen Hof ein. Töchter erhielten eine Aussteuer, selten Land.



Die Rosl war keine Magd wie jede andere. Sie war jung, kräftig, mit vollen Hüften und festen Armen, eine, die ohne zu klagen schwere Eimer trug. Doch sie war nicht nur stark, sie war auch nicht dumm. Sie wusste, dass sie eine gute Partie machen musste. Ein Mägdedasein war hart und die meisten Frauen in ihrer Lage landeten entweder mit einem Knecht in einer armseligen Behausung oder blieben bis zum Ende ihrer Tage Dienstboten. Aber Rosl wollte mehr. Und der Hell Sepp vom Lukashof war ein guter Mann. Ja, gwiss war er viel älter als sie. Und ja, er sprach wenig, lachte kaum, hatte sich nach dem Tod seiner Frau in die harte Arbeit zurückgezogen. Aber er war stark. Verlässlich. Und ein Bauer mit eigenem Hof! Und vor allem: Er mochte sie. Sie hatte es in seinen Blicken gesehen. Keine offenen Avancen, nein, aber ein Funken mehr Auf-

merksamkeit als den anderen Mägden. Und wenn die Suppe ausgeschöpft wurde, nahm er sie immer von ihr, selbst wenn Afra oder Theres näherstanden. Meist wurde gemeinsam aus einer Pfanne oder Schüssel auf dem Tisch gelöffelt. Jeder hatte dazu seinen eigenen Holzlöffel, den er nach dem Essen abschleckte und unter dem Tisch in Lederschlaufen verstaute. Und wenn die Weiberleut dran waren zu essen, dann blieb der Sepp, der mit den Knechten zusammen gegessen hatte, immer noch in der Stube, schmauchte sein Pfeiferl und schaute dem Roserl zu.

Doch es gab ein großes Problem: Kreszenz, die Herrin des Hauses. Sie war eine Hexe ohne Besen, eine Krähe in Menschengestalt mit Augen, die nichts Gutes suchten, und einer Zunge, die mehr Gift versprühte als eine Natter. Von dem Moment an, als Rosl auf dem Lukashof ihren Dienst angetreten war, hatte sie die Missgunst der alten Jungfer gespürt. Kreszenz hatte sie durchschaut und wusste, was Rosl wollte. Und sie würde es mit aller Macht verhindern.

»Schaug, dass'd higähsd, wo's'd herkemma bist! Der Sepp is nix für so a junge Henna wia di!«, hatte sie ihr einmal giftig entgegengeschleudert, als sie allein in der Vorratskammer waren. »Moanst, du konnst eam mit deine Hüftn und dein junga Gschau imponiern? Pah! Mei Bruda is koana, der si narrisch macha lasst! Und wann i wos sog, dann bleibt's sowieso aso!«

Rosl hatte sie nur angeschaut, kein Wort erwidert, aber auch den Blick nicht abgewendet. Sie hatte einen Plan, die Rosl, eine List. Sie wollte kämpfen um Sepps Herz. Rosl wusste, sie konnte nicht einfach offen um ihn werben, das hätte die Eifersucht der Kreszenz nur noch mehr angefacht. Also ging sie den klugen Weg. Sie kümmerte sich um Sepp, aber nie zu offenkundig. Sie achtete darauf, dass seine Suppe genau richtig gesalzen war, stellte sicher, dass er immer frische Wäsche am Morgen bereitliegen hatte. Wenn er am Abend schweigend auf der Bank vor dem Haus saß, war sie oft zufällig in der Nähe. Und allmählich begann Sepp, ihre Gegenwart als selbstverständlich und angenehm zu empfinden. Aber die Kres-

zenz schlief nicht. »Des Luada muaß weg!«, hörte Rosl sie eines Abends zischen, als die Geschwister in der Stube beieinandersaßen.

Und dann tat Kreszenz etwas, das Rosl das Blut in den Adern gefrieren ließ. Sie ging zum Schmuser und bat ihn, für Sepp eine neue Frau zu finden. Eine Witwe. Eine ordentliche, fromme, mit guter Mitgift und keine junge Magd mit frechen Augen. Rosl wusste: Jetzt musste sie es angehen. Ein Streifen der Hand, wenn Sepp Rosl den vollen Milchkübel abnahm. Ein kurzer Druck auf die Schulter, wenn sie ihm die Suppe hinstellte. Rosl wusste, was sie tat. Immer öfter berührten sich die zwei – ganz zufällig. Dem Sepp gefiel das. Es war so vertraut und natürlich, voller warmer Gefühle. Die Rosl konnte es aber auch! Einmal rutschte ihr beim Äpfel aufsammeln der Rock ein Stück höher, nur für einen Moment. Aus Versehen stand neulich der oberste Miederknopf offen, darunter gut sichtbar die ganze Pracht. Oder sie wackelte vielsagend mit dem Hinterteil. Und Sepp genoss das harmlos erscheinende Spiel zwischen der harten Arbeit und vor den scharfen Augen der Kreszenz. Es war lange her, dass eine Frau ihn so angesehen hatte. Länger noch, dass ihm eine Frau gefiel. Und noch viel länger, dass er für eine Frau Gefühle aufbrachte. Aber Rosl gefiel ihm und er mochte sie. Ja, sie war jung. Viel jünger als er. Aber sie war kein Mädchen mehr. Sie war eine Frau, und sie wusste, was sie wollte. Und immer öfter spürte Sepp, dass auch er wieder wusste, was er wollte. Der Rosl war klar, dass sie dem Sepp nicht noch offener zeigen konnte, dass er mehr für sie war als nur ihr Bauer. Nicht, solange die Kreszenz im Haus war. Also ließ sie den Zufall für sich arbeiten, dem sie geschickt mit weiblicher Schlaueit nachhalf. Sepp sah es. Er sah alles. Und er mochte es. Mehr noch: Es ließ ihn aufleben. Er merkte, dass er wieder ein Mann war und nicht nur einer, der über den Dienstboten stand, Befehle erteilte, arbeitete, aß und schlief.

Sepp konnte seine Augen und manchmal auch seine Finger nicht von Rosl lassen. Er ging ihr oft nach, fand eine Ausrede, um ihr nahe zu sein oder Arbeiten gemeinsam mit ihr zu verrichten. Die anderen Mägde und Knechte tuschelten und tratschten schon. Sepp

war nie ein Mann gewesen, der viele Worte machte, doch nun sprachen seine Hände. Wenn Rosl sich vorbeugte, um einen Eimer aufzuheben, dann lag seine Hand manchmal plötzlich auf ihrem Rücken – nur kurz, wie zufällig, doch lang genug, dass Rosl es merkte. Wenn sie abends die letzten Krüge vom Tisch räumte und sich an ihm vorbeischoob, dann spürte er ihren warmen Atem an seinem Hals. Und manchmal, wenn sie sich nach der Arbeit die Arme rieb, weil das kalte Brunnenwasser in ihre Haut biss, dann strich er zart über ihren Arm, als wollte er die Kälte vertreiben. Und Rosl ließ es geschehen, billigend in Kauf nehmend, dass es riskant war. Die Mägde sahen das Treiben wohl und vor allem die Afra schüttelte den Kopf: »Naa, naa, do werd nix Gscheids draus!« Die Knechte am Hof machten sich insgeheim lustig darüber, dass der »oid Sepp« wieder ein junger Bursch wurde, wenn die Rosl in der Nähe war. Aber nicht nur am Lukashof, im ganzen Dorf redete man über die beiden schon. Nichts blieb geheim in Brunnbichl. Und im Wirtshaus wurde gewettet, ob Rosl bald eine Herrin oder bald eine Verstoßene sein würde. »So lang die Kreszenz no am Lebn is, werd's d'Rosl ned weit bringa!«, mutmaßte einer. »Aba wann da Sepp amal sein Kopf durchsetzn duad ...«, meinte ein anderer.

Kreszenz blieb nicht unberührt von den Veränderungen am Hof. Täglich wurde sie deswegen bissiger und giftiger. Und zudem hustete sie vom vielen Rauch in der Kuchl und im ganzen Haus, was sie schlecht schlafen ließ, und ihre Übellaunigkeit steigerte. Und dann, jede Nacht, bevor sie endlich die Augen schloss, dachte sie, es würde wieder geschehen. Die Drud würde wieder kommen und sich auf ihre Brust setzen, schwer wie ein Stein. Sie würde ihr die Luft abdrücken, sie röcheln und verzweifelt nach Atem ringen lassen. Am Morgen wachte die Kreszenz oft auf, das Hemd klatschnass, das Haar zerzaust, und mit einem Verdacht in ihrem Kopf: War es die Rosl? War am End sie die Drud?

Endlich war Erntezeit, die wichtigste Zeit des Jahres, aber auch die härteste. Sommertage wie diese musste man ausnutzen. Auf dem Acker ging es hoch her. Sensen schlugen im Takt, die Ähren

rauschten zu Boden, Staub stieg auf, vermischte sich mit dem Schweiß auf den Gesichtern der Männer. Die Frauen banden die Garben schnell und mit geschickten Händen, das Korn leuchtete golden und dazwischen stachen die blauen Kornblumen und der tiefrote Mohn hervor. Mühsames, hartes Arbeiten, Tagwerk für Tagwerk, die ganze Woche.

Auf dem Acker stand die Luft. Die Sonne brannte auf die Knechte und Mägde nieder, Schweißtropfen liefen die Stirnen hinab, die Frauen wischten sich mit den Schürzen über das Gesicht. »No a Stund, nachad mach ma Mittagsrast!«, rief einer der Knechte. Ein Murmeln ging durch die Reihen, die Zeit verging schneller, wenn man ein Ziel vor Augen hatte. Die Rosl hatte auch eines, wusste, dass dieser Sommer mehr war als Erntezeit. Es war die Zeit, in der Sepp nicht mehr zurückkonnte, in der er sich entscheiden musste. Für sie. Oder für die Kreszenz.

Dann läutete das Glöckerl vom Hof zum Essen, aber meistens brachte man den schwer schuftenden Menschen das spärliche Essen und ein wenig Trinkwasser direkt auf den Acker. Manchmal, wenn frisches Bier da war, bekamen sie auch einen Krug vom Gersten-saft, zuckersüß und schmackhaft. Gott sei Dank konnte die Afra ein so gutes Bier brauen. Da setzte man sich dann unter die verein-zelt im Acker stehenden Bäume und verschlang einen Kanten Brot, etwas Käse. Ab und an gab es auch eine kalte Milchsuppe, eine »Gstöckel«, in die man das Brot eintauchen konnte. Und immer suchte der Sepp die Nähe von der Rosl. Sie hatte Macht über ihn gewonnen, Macht, die einer Magd nicht zustand.

Klima und Kirche bestimmen den Speiseplan



Wie üppig ein Tisch im 18. Jahrhundert in Bayern auf dem Land gedeckt war, hing zum einen stark von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht ab, zum anderen vom kirchlichen Kalender. Die so-

genannte Kleine Eiszeit (1300 / 1350 bis etwa 1850 / 1900) tat ein Übriges, denn sie verursachte im ganzen Land – auch außerhalb Bayerns – verheerende Hungerkrisen. Die Klima-anomalie führte zu niedrigeren Durchschnittstemperaturen, Gletschervorstößen in den Alpen, strengen Wintern und verregneten Sommern, was wiederum Missernten zur Folge hatte. Auch Viehseuchen, wie etwa die im Jahr 1750, Getreidekrankheiten und Unwetter hatten Einfluss auf den ohnehin meist kargen Speiseplan der ländlichen Bevölkerung, der eher von pflanzlichen Produkten als von Fleisch bestimmt war. Mehl-, Milch- und Schmalzspeisen dominierten, das Bier hatte schon ab 1600 den Wein zu verdrängen begonnen.

Grundnahrungsmittel. Getreidearten wie Roggen, Hafer und Gerste bildeten die Grundlage der Ernährung im 18. Jahrhundert. Aus ihnen wurden hauptsächlich Brote und Breie hergestellt. Weizen war weniger verbreitet, dafür aber Emmer – ein anspruchsloses Getreide im Anbau, aber schwieriger zu verarbeiten. Hinzu kamen Hülsenfrüchte wie Erbsen und Linsen sowie Kraut und Rüben. Sauerkraut spielte eine zentrale Rolle in der Winterversorgung, da es durch Fermentation haltbar gemacht werden konnte. Pastinaken, ein nussig-süßliches Wurzelgemüse, waren bis Mitte des 18. Jahrhunderts ein Hauptnahrungsmittel, bevor sie von der Kartoffel abgelöst wurden. Milch und Milchprodukte spielten eine große Rolle in der Ernährung. Buttermilch, Topfen und Käse – häufig Graukäse – waren regelmäßig verfügbar, sofern Viehbestand und Futterlage es erlaubten. Eier ergänzten den Speiseplan.

Fleisch war ein Luxusgut. Rinder und Ochsen dienten den Bauern in erster Linie als Zugtiere und zur Dünggewinnung, abgesehen davon, dass die meisten Bauern sich gar kein Großvieh leisten konnten. Schweinehaltung war verbreitet, doch das Futter für ein gefräßiges Schwein war teuer und die Bäuerin hütete ihren Schweineschmalzdegl wie ihren Augapfel. Generell versuchte man die Tiere so lange wie möglich am Leben zu halten, um Eier, Milch oder Wolle von ihnen zu beziehen. Bei der Schlachtung (meist im Spätherbst) wurden möglichst alle Körperteile verarbeitet – von der Nase bis zum Schwanz.

Fleischgerichte kamen hauptsächlich an hohen Festtagen wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten oder Kirchweih auf den Tisch – Sülzen waren eine Besonderheit. Während der Fastenzeit wurde ganz auf Fleisch und generell auf Genussmittel verzichtet. Zur Vorratshaltung für den Winter wurden Lebensmittel gepökelt, sofern genug Salz vorhanden war, geräuchert, getrocknet oder in Kellern kühl gelagert.

Die Ernährung war insgesamt kalorienreich, jedoch einseitig. In Jahren mit guten Erträgen konnte sie ausreichend sein. In Zeiten von Missernten, Viehseuchen oder extremen Witterungsbedingungen führte die starke Abhängigkeit von lokalen Ressourcen jedoch rasch zu Versorgungsengpässen. Die bäuerliche Kost war somit weniger Ausdruck kulinarischer Tradition als vielmehr Ergebnis agrarökonomischer Zwänge und klimatischer Unsicherheiten.

Trinkgewohnheiten. In Bayern war Bier nicht nur Genussmittel, sondern Alltagsgetränk. Es hatte einen geringen Alkoholgehalt und galt als hygienisch sicherer als ungefiltertes Wasser. Most aus Äpfeln oder Birnen wurde regional ebenfalls getrunken.



Wein spielte im bäuerlichen Umfeld eine untergeordnete Rolle, denn er wurde aufgrund des kälteren Klimas seltener angebaut, war oft importiert und daher teuer. Damit blieb er wohlhabenden oder kirchlichen Haushalten vorbehalten.

Auf dem Land war die Wasserqualität in der Regel besser als in den Städten, da es aus unberührten Quellen oder fließenden Gewässern stammte – was für das Bierbrauen unabdingbar war. Um die enormen Wassermengen für dessen Produktion sicherzustellen, legten Brauereien wie der »Oberbräu« in Holzkirchen im 19. Jahrhundert sogar hölzerne Leitungen von den Quellen des Taubenbergs direkt in die Ortsmitte. Der Konsum von dünnem, schwach alkoholisiertem Bier – oftmals auch Kindern verabreicht – oder mit Wasser verdünntem Wein war dennoch auch auf dem Land weit verbreitet. Aus Brunnen oder Bächen geschöpftes Wasser konnte leicht mit Abfällen oder Tierkot verunreinigt sein. Dadurch bestand ein hohes Risiko für Krankheiten wie zum Beispiel Cholera oder Typhus, auch wenn man die Krankheitserreger damals noch nicht kannte.

Während das halbe Dorf auf den Feldern arbeitete, war es still auf dem Lukashof. Fast gespenstisch. Nur Kreszenz' Husten war zu hören. Sie lag in ihrer dunklen Kammer, die Fensterläden geschlossen, der Atem schwer. Der Rauch vom Herdfeuer hatte ihre Lungen zerfressen, die Drud sie in der Nacht geplagt. Und ihre Wut, oh, ihre Wut! Sie wühlte in ihrem Bauch, heiß und giftig. Sepp und Rosl. Rosl und Sepp. Sie wusste es. Sie spürte es. Das Weib hatte ihn verhext. Wie sonst sollte es sein, dass er lachte, dass er lebendig wirkte, dass er nicht mehr der alte, harte Sepp war, sondern einer, der wieder träumte, begehrte, und fast schon ein Narr war. »De werd di ins Varderm stürzn, Bruada!« Ihre Stimme war nur ein Krächzen. »Aba wann i scho vageh, nachad ned alloa. De, de werd mi ned überlebn.« Und mit brennenden Augen starrte sie an die Decke. Irgendwo da draußen, auf den Feldern, unter der heißen Sonne, würde er sein – mit ihr.